

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ Juli 2015

Wunden, die die Zeit nicht heilt

Von Gert Keil, Zeitzeuge

Was der NSU-Terror für die Opfer und die Angehörigen bedeutet. Barbara John, Ombudsfrau der türkischen Neonaziopfer, stellt den Zeitzeugen ihr Buch vor.

Die letzte Schülerin Sigmund Freuds, Marie Jahoda, verfasste zusammen mit ihrem damaligen Mann, Paul Lazarsfeld, die Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“. Von ihren Wahrnehmungen waren sie so beeindruckt, dass sie eine eigene soziologische Methode entwickelten. Sie nannten sie „teilnehmende Beobachtung“.



Daran musste ich denken, als Barbara John ihre Erfahrungen mit den türkischen Opfern der Neonazibewegung am 28. April uns Zeitzeugen vortrug. Teilnahme und genaue Beobachtung. Professor John, Jahrgang 38, ist seit 2012 Ombudsfrau der Bundesregierung für die Hinterbliebenen der Opfer der NSU-Morde. Die Fähigkeit zur Empathie hat John schon als langjährige Ausländerbeauftragte des Berliner Senats bewiesen. Sie gehört wohl zu ihrer Persönlichkeit. Die Fähigkeit zur genauen Beobachtung, eine Art Handwerkskunst, hat sie durch den Abschluss zweier Studiengänge erworben. Und so macht sie ihre Arbeit für die türkischen und die eine griechische Familie, denen der Vater oder

auch der Sohn geraubt wurde. Und sie macht diese Arbeit „quadratisch, praktisch, gut“ und sie macht sie vollständig als Ehrenamt. Man merkt, dass ihr das wichtig ist. Ehrenamtlich hat hier nicht den Klang von Amateur vs. Profi. Ehrenamtlich meint, die Bereitschaft zur Empathie sei durch Entlohnung alleine nicht zu wecken.

Neun türkische Kleinunternehmer hatten die Neonazis umgebracht, versehentlich einen Griechen. Vierzehn Banken wurden überfallen. Die deutschen Behörden vermuteten, es läge eine Auseinandersetzung im türkischen Milieu vor und darauf konzentrierten sie ihre Ermittlungen. Barbara John: „Sie wollten das einfach nicht sehen. Es war ein dunkler Raum.“

Barbara John las mehrere Stellen des von ihr herausgegebenen Buches vor und so kamen auch die Opfer zu Wort. Die Behörden und die Polizei schielten nicht nur in die falsche Richtung, sie schoben die Ermittlungen geradezu in diese. Sie erkundigten sich in den Herkunftsdörfern der betroffenen türkischen Familien und versuchten auch in den Nachbardörfern weitere Erkundungen einzuziehen. So streuten sie Verdacht. Dieser wirkte sich aus wie eine sich selbst erfüllende Prognose: Die Familien wurden geschnitten.

Inhalt

| | |
|--|----|
| Wunden, die die Zeit nicht heilt | 1 |
| Besuch in der Kiekemal-Schule | 2 |
| Es ist befriedigend, dass man gebraucht wird | 3 |
| Die Funktion der Gurke.... | 4 |
| Diplomatengespräch | 5 |
| Treffen mit Studierenden aus Maastricht | 5 |
| Die unendlich lange Nachkriegszeit | 6 |
| Eine Tradition setzt sich fort | 7 |
| Jenseits der Uni | 7 |
| Reise nach Warschau | 8 |
| Buchvorstellung „Ehrenfried & Cohn“ | 9 |
| In eigener Sache | 10 |
| Gratulationen | 10 |
| Zeitzeugen gesucht | 10 |
| Ankündigungen/Veranstaltungen | 11 |
| Ankündigungen/Veranstaltungen | 12 |
| Impressum | 12 |

Neun türkische Kleinunternehmer, vierzehn Bank-überfälle und zwei Bombenattentate: Musste man da nicht hellhörig werden? Lag da der Verdacht nicht nahe, dass die Täter im rechten Spektrum zu suchen seien? Es war nur der Kommissar Zufall, der Polizei und Behörden auf die richtige Spur führte.

Wie war das möglich? War es Dummheit, Befangenheit, Inkonsequenz? Oder von allen etwas? Barbara John wollte keine endgültige Antwort geben. Otto Schily (SPD), in dessen Amtszeit als Innenminister die Morde geschahen, meinte, das sei keine rechte Geschichte. Der bayerische Ministerpräsident Günther Beckstein (CSU) schrieb noch einen Zettel mit einem Fragezeichen – „Rechte?“ – aber dieser Zettel wurde nicht beachtet. Wie war das möglich?

Genau darum gab es Streit unter den vielen Zeitzeugen, die an diesem Nachmittag gekommen waren. Kaum jemand hielt es für einen Zufall.

Dieses Verhalten war deutungsbedürftig. Und manch einer der Zeitzeugen äußerte die Vermutung, die Anfälligkeit fürs Faschistische bestehe immer noch oder sei wieder zurückgekehrt. „Lasst uns nicht die Augen verschließen“, sagte eine Zeitzeugin.

„Wer geht zur Polizei?“ So fragte Barbara John kritisch. Und wer zur Bundeswehr, nachdem die Wehrpflicht aufgehoben wurde? Sind es nicht eher die autoritären Charaktere? Gibt es noch immer einen Korpsgeist und Kadavergehorsam, der zumindest von Rechts genutzt werden kann? Und sind nicht die V-Leute der problematische Kern der Rechten, denn die, so Barbara John, verrieten beide Seiten?

Interessant war auch, was Barbara John über ihre Erfahrungen mit Behörden berichtete. Am besten geht die Arbeit mit den Bayern, mit den Leuten aus NRW ist es schwierig. John nannte Beispiele. Sagen wir es einmal so: Das Recht gebietet, verbietet oder stellt frei. Das Gebotene und das Verbotene sind klar geregelt. Worauf es ankommt ist das Freigestellte. Ich nenne das Gestalten. Andere wollen Dienst nach Vorschrift. Das war einmal eine Streikparole der ÖTV. Barbara John will gestalten. Praktisch und gut.

Besuch in der Kiekemal-Schule

Von Anne Wagner, Lehrerin

Besuch des Zeitzeugen Klaus Peschke in einer vierten Klasse einer Hellersdorfer Grundschule

Im Berliner Rahmenlehrplan für das Fach Sachunterricht in der Grundschule werden unmittelbare Begegnungen empfohlen.

Das Themenfeld Zeit und Geschichte verstehen

soll eine erste Orientierung in der historischen Zeit ermöglichen und „bezieht sich dabei auf Alltagsgeschichte sowie bedeutsame historische Ereignisse und Prozesse“, ein historisches Verständnis soll sich entwickeln. Der Rahmenlehrplan verweist darauf, dass „unterschiedliche Quellen wie [...] Gespräche mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen oder Expertinnen und Experten [...] den Einblick in historische Zusammenhänge“ ermöglichen.

Bislang gestaltete ich meinen Unterricht der historisch orientierten Einheit in einer vierten Klasse überwiegend mit Hilfe von Sachtexten, Bildmaterial und Videos. Die Stunden lebten von den Beiträgen der Kinder, die wiedergaben, was ihnen von Großeltern und Eltern erzählt wurde.

Während meine Schülerinnen und Schüler sich sehr für die Themen interessierten und sich Sachwissen aneigneten, wollte ich ihnen die Begegnung und den Austausch mit einem Zeitzeugen ermöglichen. Die Begegnung mit Menschen, die Zeitgeschichte persönlich erlebt haben, stellte ich mir als große Bereicherung vor.

Umso mehr hat es mich gefreut, dass die Zeitzeugenbörse nach der Beschreibung meiner Themenwünsche trotz meiner kurzfristigen Anfrage und geringen zeitlichen Flexibilität den Kontakt zu Herrn Peschke vermitteln konnte.

Nachdem er uns über die Arbeit der Zeitzeugen(börse) informiert und sich selbst vorgestellt hatte, berichtete Herr Peschke über persönliche Erlebnisse und Erfahrungen während der Zeit der Evakuierung, der Kapitulation sowie des Hungerwinters, was bei den Kindern auf großes Interesse stieß. So nutzten sie gerne die angebotene Gelegenheit, all ihre Fragen zu stellen, und Herr Peschke nahm sich die Zeit, diese zu beantworten.

Durch Herrn Peschkes Besuch konnten die Schülerinnen und Schüler nun einen völlig neuen, authentischen und affektiven Zugang zu Themen erhalten, was ich selbst nicht hätte leisten können. Mit seinem sympathischen und zugewandten Auftreten gewann Herr Peschke die Kinder sofort für sich.

Die Schülerinnen und Schüler waren von Herrn Peschkes anschaulichen und lebendigen Schilderungen begeistert und auch ich empfand seinen Besuch als große Bereicherung für die historisch ausgerichtete Einheit im Sachunterricht.

Aus meiner Sicht gelang es Herrn Peschke hervorragend, komplexe Inhalte authentisch und auf persönlicher Ebene kindgerecht näherzubringen. Durch die Unterlagen, die er zur Verfügung gestellt hat, bestand ferner die Möglichkeit,

seinen Besuch im regulären Unterricht nachzubereiten.

Herrn Peschkes anschauliche Erzählungen haben die Kinder und mich tief beeindruckt. Eine spannende Sachunterrichtsstunde ging leider viel zu schnell zu Ende.

Mit dem Zeitzeugeneinsatz ist es gelungen, für die Kinder Geschichte lebendig zu machen und weiteres und nachhaltiges Interesse für historische Inhalte zu wecken.

Kolleginnen zeigten sich bereits an Zeitzeugeneinsätzen interessiert und ich freue mich, die Zeitzeugenbörse als Ansprechpartner empfehlen zu können.

Ich bin sehr dankbar, dass für mein Vorhaben mit Herrn Peschke die richtige Person vermittelt und für den Einsatz gewonnen werden konnte. Gerne werde ich zu späteren Zeitpunkten erneut auf das Angebot der Zeitzeugenbörse zurückkommen, um auch meinen zukünftigen Sachunterrichtsklassen ein ähnliches Erlebnis ermöglichen zu können.

Es ist befriedigend, dass man gebraucht wird

Von Manfred Omankowsky, Zeitzeuge

Ich berichte als Zeitzeuge über Erlebnisse meines langen und vielseitigen Lebens. Mit Interviews über bestimmte Themen hatte das schon einige Jahre vorher begonnen. Seit der Jahrtausendwende richtet sich mein Tagesablauf überwiegend nach den Terminen als Zeitzeuge. In einer Erinnerungswerkstatt der Volkshochschule Reinickendorf kommen zirka 15 Frauen und Männer in gesetztem Alter einmal wöchentlich für zwei Stunden zusammen. Sie erinnern sich an bestimmte allgemeine und persönliche Ereignisse. Eine Moderatorin nimmt alles auf Tonband auf und stellt die interessantesten Geschichten zusammen, die dann in einem Buch erscheinen. Die ersten beiden Bände verkauften sich gut. Ausstellungen mit Exponaten der Zeitzeugen und Hörstationen mit ausgewählten Geschichten sind auf großes Interesse gestoßen. Darüber hinaus bin ich für die Zeitzeugenbörse tätig. Das ist ein Verein, der etwa 180 Frauen und Männer mit den unterschiedlichsten Themen aus ihrem Leben an Interessenten vermittelt. Meine Themen besitzen sachlich und zeitlich eine große Bandbreite. Das geht von meiner Rolle als Nicht-Mitläufer in der Zeit des Nationalsozialismus und als Swing-Jugendlicher, über meine Erlebnisse als Luftwaffenhelfer, beim

Arbeitsdienst und der Kriegsmarine bis zu meinen Aktivitäten für eine familienfördernde Arbeitsmarktpolitik nach dem Bau der Mauer im Jahr 1961. Interesse besteht überwiegend bei Schülerinnen und Schülern sowie bei Studierenden. Ich war auch für Fernsehdokumentationen eingesetzt, bin an Vertreter der Printmedien, wissenschaftliche Institutionen, Vereine und andere Geschichtswerkstätten vermittelt worden. Daraus ergeben sich in jeder Woche ein bis zwei Termine, die natürlich auch vorbereitet werden müssen.

Für meine Familie und guten Freunde habe ich unter dem Titel „Wie ich wurde, der ich bin“ meine Erinnerungen in Berichten und Kommentaren über mein „ereignisreiches“ Leben in zwei Bänden mit insgesamt fast 500 Seiten zusammengefasst. Sie basieren auf Dokumenten, die fünf Leitzordner prall füllen. Dabei wurden Briefe, Tagebuchaufzeichnungen und viele hundert Artikel ausgewertet, die ich im Laufe meines Lebens geschrieben habe. Das hat viel Zeit gekostet. Es erleichtert aber auch meine Tätigkeit als Zeitzeuge. Als gelernter Journalist schreibe ich weiterhin über alles, was mich bewegt. Einige Ehrenämter, wie zum Beispiel das als stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender der Bürgermeister-Reuter-Stiftung, führe ich bis heute fort.

Mein Leben hat einen festen Fahrplan, Ich achte darauf, dass ich meinen inzwischen eingespielten Lebensrhythmus beibehalten kann. Möglichst nicht mehr als einen Termin von etwa drei Stunden am Tag. Regelmäßige Zeiten für Frühstück, Mittag- und Abendessen, Zeit ausgiebiger Unterhaltung mit meiner Frau. Jeden Tag zehn Kilometer mit dem Fahrrad oder zu Fuß. Ein geregeltes Leben. Früher war ich Sklave des Terminkalenders, heute müssen sich andere nach mir richten.

Ich freue mich über jeden Anruf, durch den ich um ein Interview gebeten werde. Es ist befriedigend, wenn man weiß, dass man gebraucht wird. Da habe ich trotz der altersbedingten Wehwehchen gar keine Zeit, krank zu sein. Ich komme kaum dazu, zum Arzt zu gehen. Er schlägt mir sowieso nur vor, was man noch untersuchen könnte, um festzustellen, ob ich nicht doch krank bin.

Der vollständige Artikel, der in der Zeitschrift SOZIALE ARBEIT erschienen war, wurde auch dem Bundespräsidenten zugeschickt. Auszüge aus seiner Antwort: ... Zuschriften wie Ihre ... zeigen, dass gelingendes Altern nicht nur Herausforderung und Anspruch, sondern auch vielfältig gelebte Wirklichkeit ist...

Die Funktion der Gurke in der zeitgenössischen Filmkunst

Von Klaus-Dieter Pohl, Zeitzeuge

Die Rezeption eines Films, also dessen „verstehende Aufnahme“ durch sein Publikum, ist vermutlich so unterschiedlich wie das Publikum selbst. Und trotzdem kann es reizvoll sein, hierüber Untersuchungen anzustellen und dabei eine „Versuchsanordnung“ vorzunehmen nach dem Prinzip „Komödie – Tragödie“ und – bezogen auf die Besucher – „Produktionsland – Ausland“.



Dr. Sabine Moller

Die Historikerin Dr. Sabine Moller von der HUB hat im Rahmen eines Forschungsprojektes die beiden deutschen Filme „Good Bye Lenin“ und „Das Leben der Anderen“ und deren Aufnahme in Deutschland und den USA untersucht und hierüber in der ZZB am 12.5.2015 berichtet. Der Bezug zu ihrer Profession als Historikerin ergibt sich daraus, dass beide Filme die Geschichte der DDR und ihres Untergehens thematisieren, woraus unmittelbar die Fragestellung für die Untersuchung folgt: Wie wird (Zeit-)Geschichte im Spielfilm wahrgenommen und gibt es Unterschiede in der Wahrnehmung je nachdem, ob der Zuschauer „im Zentrum“ der geschilderten Ereignisse gelebt hat oder fern davon?

Die Auswertung der im Rahmen des Projekts geführten Interviews „hüben und drüben“ hat teils Verblüffendes ergeben, teils zu Vermutendes bestätigt: Wenn das Vorstellungsvermögen eines US-Geschichtslehrers von Mitte Dreißig vom Leben im Kommunismus durch die Mutter-Kind-Geschichte in „Good Bye Lenin“ geradezu gesprengt und er gleichzeitig tief berührt wird, dann lässt sich daran – vielleicht – ablesen, wie breit der Atlantische Ozean ist. Andererseits: Einer US-Rentnerin war der im gleichen Film geschilderte Familienalltag eigenümlich vertraut – und brachte ihr aus Filmen wie „Der Spion, der aus der Kälte kam“ gewonnenes Weltbild vom Leben im real existierenden Sozialismus durcheinander.

Durchaus anders verlief die Rezeption von „Good Bye Lenin“ bei ehemaligen DDR-Bürgern, wie Frau Dr. Moller berichtete: So bemängelte ein DDR-Bürgerrechtler die aus seiner Sicht schlechte Darstellung der Demonstration am 7. Oktober 1989 in Ost-Berlin; das Mutter-Kind-Drama in dieser Szene nahm er gar nicht wahr. Den im Film geschilderten Kulturschock, der der Mutter – aus dem Koma aufgewacht – widerfährt, als sie die Veränderungen wahrnimmt (Spreewaldgurken, Aktuelle Kamera, Coca-Cola-Reklame), kann der DDR-Bürgerrechtler aus eigenem Erlebtem gut nachvollziehen. Bezogen auf die darstellerische Kraft von Karin Saß, die die Mutter verkörpert, resümiert er schließlich: „Ein guter Film“.

„Good Bye Lenin“ war – gelegentlich jedenfalls in Deutschland als „Ostalgie-Klamotte“ verunglimpft – eine wesentlich größerer Publikumserfolg als „Das Leben der Anderen“. Dieser Oscar-prämierte Streifen wurde in Deutschland sehr kontrovers diskutiert. Während der DDR-Bürgerrechtler und „Namensgeber“ der Stasi-Unterlagenbehörde, der gegenwärtige Bundespräsident Joachim Gauck in einem Interview sagte: „Ja, so war es !“, wendet ein anderer interviewter DDR-Bürgerrechtler ein, der Film hielte keiner Prüfung stand. Er räumt – lediglich – ein, dass der Film etwas erreicht habe, was keinem anderen Medium bisher gelungen sei: Eine weltweite Diskussion über die Staatssicherheit in der DDR anzustoßen. Der Filmemacher Andreas Dresen meint über „Das Leben der Anderen“, dieser Film habe mit der DDR so viel zu tun „wie Hoyerswerda mit Hollywood.“

Anders in den USA: Für einen fünfzigjährigen Professor ist „Das Leben der Anderen“ der beste Film, den er in den letzten zwanzig Jahren gesehen hat und von geradezu shakespearscher Tragik, für andere Zuschauer ein

Meisterwerk aus Tragödie und Hoffnung. Nachdenklich stimmt ein Beitrag des im Jahre 2013 verstorbenen Filmkritikers Roger Ebert. Der Pulitzer-Preisträger stellte – im Jahre 2007 ! – vom „Das Leben der Anderen“ einen Bezug her zur US-amerikanischen Gegenwart, in der die Regierung Gesetze zum Schutze der persönlichen Freiheit ignorierte und die Bürger belauschen lasse. In der DDR habe „die Angst vor der Illoyalität der Bürger deren Illoyalität begründet“

Der anspruchsvolle Vortrag von Frau Dr. Moller löste anschließend eine lebhaftere Diskussion aus: So wurde bemängelt – und die Wahrnehmung von „Good Bye Lenin“ als „Ostalgie-Klamotte“ hat sicher dazu beigetragen -, dass die biografischen Details der Mutter, die ihre „Systemtreue“ nachvollziehbar machen, häufig, ja regelmäßig übersehen werden. Das mag auch daran liegen, dass solche eher „stillen“ Szenen untergehen gegenüber den Szenen, die – zu Recht – Lacher auslösen und darüber hinaus gelegentlich eigene Erinnerungen. So die Filmszene , in der der Sohn auf der Suche nach Spreewaldgurken für seine Mutter ist und ein Zeitzeuge erinnert: „Bei mir ist es nicht die Gurke“

Beigepflichtet wurde dem „Ja, so war es“ des Bundespräsidenten über „Das Leben der Anderen“. Skepsis gab es hier lediglich, ob es einen „guten Stasi-Mann“ wie im Film jemals gab. Aber so weitgehend sollte die Äußerung des Bundespräsidenten wohl auch nicht interpretiert werden ...

Ein anderer Teilnehmer brachte es auf den Punkt – geradezu mit der Wucht eines Schlusswortes: Der Streit um den „Wahrheitsgehalt“ beider Filme sei müßig, weil dabei übersehen werde, dass beide Filme Spiel- und nicht Dokumentarfilme seien, es sich also um Kunstwerke handele... Und Kunst ist halt im Idealfall „wahrer“ als die Wahrheit.

Diplomatengespräch

Von Jürgen Kirschning, Zeitzeuge

Die Internationale Diplomatenausbildung des Auswärtigen Amtes veranstaltet nicht nur Lehrgänge für ausländische Diplomaten, sie lädt auch Ehemalige – Alumnis – zu weiterführenden Gesprächen über die deutsche Geschichte ein. So kam es zu einer Einladung in die *Gedenkstätte Berliner Mauer*, wo 16 Diplomatinnen aus südosteuropäischen, nord- und ostafrikanischen und südamerikanischen Ländern, aber auch aus



Junge Diplomaten und Jürgen Kirschning , rechts

China mit fünf Zeitzeugen am 17. Juni 2015 zusammentrafen. In schnellem Wechsel lernten sich die Repräsentanten fremder Länder und die Berliner Vertreter der Generation, die die Mauer schmerzlich erlebt hatten, kennen und konnten sich über die weltweiten Erfahrungen in Folge von politischen Konflikten austauschen. Den Höhepunkt bot zweifellos die Einladung des Leiters der Internationalen Diplomatenausbildung Patrick Heinz in seine Wohnung in der Bernauer Straße. Mit Blick auf den „Postenweg“ konnten Franziska Ehler, Helga Deglmann und ich nicht nur die Köstlichkeiten aus Sarah Heinz' Küche genießen, sondern auch die interessanten Gespräche fortsetzen.

Treffen mit Studierenden aus Maastricht

Von Dr. Edith Kiesewetter-Giese, Zeitzeugin

Am 14. Mai 2015 trafen die Zeitzeugen Alexander Longolius und Dr. Edith Kiesewetter-Giese mit 13 Studenten und 3 Lehrern der Fachhochschule Maastricht aus den Niederlanden zusammen.

Die Studentinnen und Studenten besuchen den Studiengang „European Studies“. Von besonderem Interesse war das Leben im geteilten und wiedervereinigten Berlin vor dem Bau der Mauer, während der Teilung und nach dem Fall der Mauer.

Alexander Longolius, ein geborener Berliner, erzählte sehr anschaulich, wie das Leben in Westberlin verlief und mit welchen Problemen die Menschen konfrontiert wurden, z. B. wenn sie in die Bundesrepublik fahren wollten (lange Wartezeiten an der Grenze, unhöfliche Behandlung). Er ging aber auch darauf ein, dass durch die Größe ihrer Halbstadt und ihre landschaftliche Schönheit (Seen und Wälder) die „Westberliner“ ihr Leben nicht nur in „Problemkategorien“ sahen. So haben sie ein ziemlich „normales“ Leben geführt, manchmal sogar

vom „Osten“ profitiert, als die Besuchsregelungen in Kraft traten (günstige Umrechnung von DM und DDR-Mark, dadurch preiswerter Einkauf z.B. von bestimmten Büchern, Schallplatten, etc.). Davon profitierten vor allem die Amerikaner bei der Umrechnung von Dollar zu DDR-Mark.

- Alexander Longolius erläuterte die Situation der Teilung der Stadt und den Vier-Mächte-Status sowie die Probleme der Blockade und der Luftbrücke in den Jahren 1948/49. Er hat den Mauerbau im Jahr 1961 in Berlin erlebt und stellte fest, dass nicht nur der Osten abgeschottet wurde, sondern im Westteil der Stadt auf einmal viele Arbeitskräfte aus dem Ostteil der Stadt und aus dem Umland fehlten, die wegen der Mauer nicht mehr nach Westberlin kamen und hier arbeiten konnten. In seinen Darlegungen verwies er auch darauf, welche Probleme es nach der Wiedervereinigung z.B. durch die „Treuhand“ gab. In diesem Zusammenhang wurde erwähnt, dass
 - 85 % der ehemaligen volkseigenen Betriebe oder staatseigenen Produktionsvermögen im Zuge der Privatisierung an westdeutsche Eigentümer gingen
 - 10 % an Ausländer,
 - 5 % an Ostdeutsche

Wenn man direkt im Grenzgebiet wohnte, gab es besondere Probleme. Man konnte alles vergessen, nur nicht den Personalausweis. Ohne Ausweis verweigerten die Posten jeglichen Zutritt. In meinem Arbeitsalltag ging es z.B. um die Probleme der Versorgung, der Preise, der Subventionierung von Leistungen. Unübersehbar war, dass die durch den Grenzübertritt entstandenen Vorteile für die Bevölkerung den Staat ökonomisch schwächten.

Die Fragen, die von den Teilnehmern gestellt wurden, bezogen sich vor allem auf das tägliche Leben und die Situation nach der Wiedervereinigung. Interessant, vor allem für die Lehrerinnen, Frau Spurk und Dresselhaus sowie Herrn Phus, war die Abwicklung der DDR.

Insgesamt herrschte eine offene Atmosphäre. Die jungen Leute waren direkt nach einem langen Reisetag erstaunlich aufmerksam und interessiert. Die Lehrer und Studenten brachten zum Ausdruck, dass sie im Jahr 2016 gerne wiederkommen und mit den Zeitzeugen der Zeitzeugenbörse zusammen arbeiten wollen.

Die unendlich lange Nachkriegszeit

Von Uwe Rada, taz-Journalist

taz.de 02.05.2015
TEXT UWE RADA
FOTOS LIA DARJES

Die ZeitZeugenBörse verdankt Uwe Rada und der taz diesen gekürzten Artikel mit Margit Siebner und Günter Böhm, der hier leider nur verkürzt erscheinen kann.

Der komplette Text ist auf der Internetseite der ZeitZeugenBörse nachzulesen (s. Impressum)



„Ich habe der Befreiung entgegengefiebert.“ Margit Siebner, geborene Cohn, ist 16 Jahre alt, als der Faschismus kollabiert. Die letzten Kriegsjahre, den Bombenhagel, die Durchhalteparolen und Drohungen hat sie in einem Versteck in Kreuzberg erlebt. Margit Siebners Vater Fritz Cohn war Buchhändler, Spittelmarkt, gute Lage, florierendes Geschäft. Bis 1936. "Da haben sie ihm seinen Buchladen weggenommen, weil er Jude war." ... "Der Blockwart in unserem Haus am Spittelmarkt hat mir den Zugang zum Luftschutzkeller mit den Worten verwehrt: Die Judengöre soll verrecken." Deshalb hat die Mutter Margit in Sicherheit gebracht. Zu einem anderen Nazi, einem mit einer jüdischen Geliebten. ... Und er besorgte jüdischen Kindern neue Pässe, beschäftigte sie in der Fabrik. So verbrachte Margit Siebner zwei Jahre in Kreuzberg. ... Der damals 14-jährige Günter Böhm sagt: "Für einen Jungen wie mich war es auch eine spannende Zeit." ... Margit Siebner und Günter Böhm arbeiten ehrenamtlich für die Zeitzeugenbörse... Günter Böhm, geboren 1930, erlebte den 8. Mai 1945 in Weißensee. Sein Vater war Kommunist, doch Böhm war bald ernüchtert von der Entwicklung in der sowjetischen Besatzungszone. Böhm ging 1948 nach Westberlin. Später arbeitete er in der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung.

Eine Tradition setzt sich fort

Von Marianne Wachtmann, Zeitzeugin

Auch in diesem Jahr wurde ich als Zeitzeugin über die Organisation der „Langen Tafel“ von Frau Mamatis wieder zum Leibniz Gymnasium eingeladen.

Das Thema zum Projekt „Das Frauenbild im Wandel der Zeiten“ warf in meiner Mädchenrunde – 6 Schülerinnen der 7. Klasse des Leibniz Gymnasium – eine Menge von Fragen auf. Zuerst interessierte meine Entwicklung von der Schulzeit bis zum Beruf und danach. Daraus ergaben sich viele Fragen zu den Problemen, die heute für die Jugend fast unglaublich sind. Daraus gaben sich schon viele Fragen wie z. B.: „Hatten Sie eine Dusche in der Wohnung, trugen Sie schon lange Hosen, wie erlebten Sie den Bau der Mauer und deren Öffnung, was war am Schulwesen der DDR anders als heute?“

Es war eine sehr angeregte Gesprächsrunde. Wir hätten sie gern noch weitergeführt, nur die Zeit war zu Ende und reichte gerade noch zu

einem Foto der gesamten Klasse und zur Verabredung am 11. Juli zur „Langen Tafel“ bei traditionellen Spaghetti-Essen.

Jenseits der Uni

Ein neuer Sammelband nähert sich der „Angewandten Geschichte“

Von Sebastian Triesch, Historiker

Die Vergangenheit ist in der Öffentlichkeit präsent. Das zeigen unter anderem die Debatte um mögliche Reparationszahlungen Deutschlands an Griechenland 70 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs oder auch die Artikelflut zu Bismarcks 200. Geburtstag am 1. April diesen Jahres.

Dass Geschichte mehr als eine staubige Wissenschaft ist, bei der es vor allem darum geht, Unmengen an Archivmaterial zu wälzen ist daher eine Binsenweisheit. Es gehört zu den Aufgaben der Geschichtswissenschaft, den Menschen der Gegenwart die Vergangenheit zu erklären und dabei auch die Fragen und Probleme der Gegenwart in den Blick zu nehmen und Orientierungswissen zu vermitteln. Allerdings wird immer wieder konstatiert, dass das an den Universitäten hervorgebrachte Wissen wenig Breitenwirkung entfaltet und das öffentliche Geschichtsbild vor allem popkulturell geprägt ist. Um diesem Umstand entgegenzuwirken (und um die Beschäftigungsmöglichkeiten von Geschichtsstudenten nach dem Abschluss zu erhöhen), wird seit einigen Jahren der Versuch unternommen, auch durch wissenschaftliche Methoden gewonnene Erkenntnisse in der Öffentlichkeit stärker zur Geltung zu bringen.

Unter dem Label der „Angewandten Geschichte“ sammeln sich verschiedene Formen der Darstellung von Vergangenheit außerhalb des universitären Rahmens. Da dieses Konzept vor allem von der Praxis lebt, überrascht es nicht, dass ein theoretisches Konzept dieses Zugangs bisher fehlt. Nun liegt ein von Jacqueline Nießer und Juliane Tomann herausgegebenes Buch vor, das unterschiedliche Ansätze zu diesem Feld vorstellt und einige theoretische Leitlinien entwickelt.

An mehreren Stellen des Buches wird das Anliegen der Angewandten Geschichte verhandelt und dabei vor allem das Wirken in der Öffentlichkeit betont. So heißt es, dass mit der Angewandten Geschichte nicht der „wissenschaftliche Diskurs“ angestrebt werde und von ihr auch nicht unbedingt eine „erkenntnistheoretische Innovation“ ausgehe, sondern das Erzeugen

gesellschaftlicher Kommunikation im Mittelpunkt stehe. Aufmerksamkeit und Relevanz zu gewinnen funktioniert in vielen Feldern der Kultur und Gesellschaft nach den Prinzipien des Marktes – davon kann auch die Angewandte Geschichte nicht ausgenommen werden. Marcus Ventzke wirft in seinem Beitrag die Frage auf, „ob sich bei der Erzeugung und Nutzung historischen Wissens die Gesetze des Marktes oder die diejenigen der Wissenschaft als dauerhafte Grundlage durchsetzen werden.“ Dass sich beide Prinzipien nicht zwangsweise ausschließen müssen, machen zwei Berichte aus der Praxis deutlich.

Gerhard Obermüller und Thomas Prüfer schreiben über ihre Arbeit bei der Konzeption einer Jubiläumsausstellung im Auftrag einer österreichischen Nervenklinik. Sie stellen dabei heraus, dass sie bei der Erforschung der Geschichte nicht als Sprachrohr des Auftraggebers agieren, sondern diesen mit ihren Forschungsergebnissen konfrontieren und so Änderungen an der Ausrichtung des Projekts durchsetzen konnten. Denn bei gut gemachter Angewandter Geschichte tritt neben den Warencharakter des Produkts dennoch der Wahrheitsanspruch des Historikers.

Die beiden Herausgeberinnen vom „Institut für Angewandte Geschichte“ berichten zudem von ihrer Arbeit in Frankfurt (Oder) und stellen dabei den zivilgesellschaftlichen Nutzen ihrer Arbeit heraus. Bedingt durch Lage und Geschichte der Stadt eignet sich Frankfurt als fruchtbares Feld für Integration und Grenzen überschreitendes Engagement nah am Menschen. Die Arbeit am Ort und unter Einbeziehung der Anwohner kristallisieren sich bei der Lektüre als ein wichtiger Bestandteil der Angewandten Geschichte heraus; dieser Ansatz bietet zugleich eine Distanzierung vom Konzept der Public History. Diese verfolgt einen ähnlichen Grundgedanken – nämlich die Vermittlung von Geschichte in der Öffentlichkeit auf einem entsprechendem Niveau – ist dabei aber etwas anders ausgerichtet. Als Vorwurf an die Public History wird in dem Band geäußert, dass diese ein hierarchisches Modell verfolge und zu sehr der universitären Geschichtswissenschaft verhaftet bleibe und ihre Themen aus der Distanz behandle. Der Geschichte in der oder für die Öffentlichkeit, wie es die Public History vorsieht, stellt die Angewandte Geschichte die Geschichte mit der Öffentlichkeit entgegen, wie sie sich in der Arbeit mit Laien oder auch Zeitzeugen niederschlägt. Bei der Angewand-

ten Geschichte werden diese aktiv einbezogen und erscheinen nicht nur als „Befragungssopfer“, sondern als „historische Narrateure“.

Irmgard Zündorf, die an der Freien Universität Berlin im Master-Studiengang Public History unterrichtet macht allerdings deutlich, dass beide Ansätze eher in einem Komplizen- als Konkurrenzverhältnis stehen und sich in ihrem Ansinnen, Geschichte verständlich und anschaulich zu erzählen, einig sind.

Der vorliegende Band kann als ein erster Versuch gelten, zur Theoriebildung und Selbstreflexion auf diesem höchst lebendigen Zweig der Geschichtskultur beizutragen. Dass es dabei durchaus noch Klärungspotential gibt, zeigt auch das im Buch enthaltene, höchst lesenswerte Interview mit Jörn Rüsen, dem Altmeister der deutschen Geschichtsdidaktik.

Literatur: Jacqueline Nießer, Juliane Tomann (Hg.), Angewandte Geschichte. Neue Perspektiven auf Geschichte in der Öffentlichkeit, Ferdinand Schöningh, 143 S., 22,95 €

Sebastian Triesch (Absolvent des Master-Studiengangs Public History)

Reise nach Warschau

Von Christian Winkler, Latein- und Geschichtslehrer
Aus einem Brief an Saskia von Brockdorff

...Mit reichlich Verspätung nun noch einmal ein herzliches Dankeschön für Ihre Unterstützung auf unserer Studienreise nach Berlin und Warschau. Wie Sie aus dem beiliegenden Zeitungsartikel (Sylter Nachrichten, 02.01.2015) entnehmen können, hat es auf der Fahrt viele Momente gegeben, die bei den Schülerinnen Schülern tiefe Spuren hinterlassen haben, darunter und auch die Begegnung mit Ihnen und Ihrer Geschichte. Überhaupt hat die gesamte Reise bei Schülern und Lehrer viele Emotionen freigesetzt. Ich glaube jedoch, dass die Begegnung im Café Lina Rothenberger in Berlin-Schöneberg zu Beginn unseres Vorhabens einer Art Schlüsselfunktion gleichkommt. Wir, Schüler wie Lehrer, wurden hier sensibilisiert für all das, was in Warschau noch auf uns zukommen sollte. Nur wenige haben sich vor Antritt der Reise vorstellen können, wie sehr das Leiden der Opfer noch heute und auch Generationen später zu spüren ist. Wir haben es sodann in geballter Form erfahren. So wurde die Reise auch zu einer gewissen Belastungsprobe und großen Herausforderung. Wie Sie den Berichten der Schülerinnen und Schüler wiederum entnehmen können, haben wir diese

allerdings gern angenommen und sind im Nachhinein sehr dankbar für alles Erlebte. Ihnen zunächst erst einmal alles Gute für die kommende Zeit. Ich werde bei der nächsten Gelegenheit auf Sie zurückkommen. Ich hoffe, Sie sind damit einverstanden...

Buchvorstellung „Ehrenfried & Cohn“ Von Gabriel Berger, Zeitzeuge

Bei der Buchvorstellung, die im Rahmen der von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit veranstalteten „Woche der Brüderlichkeit“ stattfand, ging es um die in Romanform geschriebene Geschichte des jüdischen Modehauses Ehrenfried & Cohn am Hausvogteiplatz. Sie fand an einem zum Thema gut passenden Ort statt, nämlich im Kunstgewerbemuseum, statt. Es schien als sei hier ein Spezialthema angesprochen, etwa für Leserinnen der „Burda“, „Brigitte“ oder „Bild der Frau“, aber weit gefehlt. Der Autor des Buches Uwe Westphal hat, neben dem Vorlesen einiger Passagen, äußerst spannend den Hintergrund seines Romans erläutert, der in literarischer Form ein dramatisches und beschämendes Kapitel Berliner und deutscher Geschichte abhandelt.

Es geht in dem Roman um ein in den zwanziger und dreißiger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts äußerst erfolgreiches jüdisches Modehaus, das auf dem Gipfel des Erfolges auf brutalste, erpresserische Weise von den Nazis „arisiert“ wurde. Die zwangsenteigneten Inhaber konnten teils durch sofortige Emigration, bei Totalverlust ihres Vermögens, ihr nacktes Leben retten. Zögerten sie auszuwandern bedeutete es in dieser Situation das Todesurteil.

Der Roman wurde auf der Basis von Erinnerungen hunderter jüdischer Emigranten aus der Berliner Modebranche geschrieben, die sie auf Initiative von Uwe Westphal zu Papier gebracht und ihm aus Israel, den USA, Großbritannien, Frankreich und anderen Ländern zugesandt haben. Heute sind diese Niederschriften im Leo Beck Institut in New York einzusehen und per Internet für die Allgemeinheit zugänglich.

Ungewöhnlich wie das Thema ist der Weg, auf dem sich Uwe Westphal diesem genähert hat. Als junger Absolvent einer journalistischen Fakultät bemühte er sich in den achtziger Jahren um die Anstellung bei irgendeiner Zeitung oder Zeitschrift für das Ressort Politik. Schon

bald musste er zu seinem Bedauern feststellen, dass er in der Außen- oder Innenpolitik keinerlei Chancen hatte. Alle Posten waren besetzt. Da bekam er vom Redakteur einer Zeitschrift das zunächst abwegig scheinende Angebot, das Ressort Mode zu übernehmen. Er ließ sich auf das Abenteuer ein und sollte es nicht bedauern. Anlässlich seiner Reporter-Reisen zu Modeschauen nach New York, London, Paris und in andere Modestädte stieß er immer wieder auf akzentfrei deutsch sprechende Modemacher und Geschäftsleute aus der Modebranche. Wie es sich herausstellte waren es jüdische Emigranten, meistens aus Berlin. Das weckte in Uwe Westphal die produktive Neugier, sich mit diesem Thema näher zu befassen und führte schließlich zu der oben genannten Initiative, Erinnerungen der jüdischen Emigranten zu sammeln.

In den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts war, wie Uwe Westphal erläuterte, Berlin die neben Paris zweite Modehauptstadt der Welt. Doch während Paris durch exklusive Mode brillierte, war Berlin das Zentrum für die praktische Alltagsmode. Heute wird in Modezentren lediglich das Design erstellt, die eigentliche Herstellung liegt aber in irgendwelchen Fernost-Ländern. Dagegen befand sich vor dem Zweiten Weltkrieg die gesamte Produktionskette der Bekleidungsindustrie in dem Modezentrum Berlin. Es war ein sehr wichtiger Teil der Berliner Industrie, mit einem hohen Anteil an Beschäftigten der Stadt. Die Bekleidung wurde teils in Heimarbeit, teils in großen Nähzentren hergestellt. Die Beschäftigten der Berliner Bekleidungsindustrie waren zu etwa 40% Juden, meist aus Osteuropa. Jüdische Firmen waren außerordentlich erfolgreich, sie produzierten 75% der in Berlin hergestellten Kleidung. Außerdem zeichneten sich jüdische Modehäuser durch bemerkenswerte Kreativität aus, die unter anderem aus der Kooperation mit der avantgardistischen Kunstszene folgte. Diese für Berlin und ganz Deutschland äußerst vorteilhafte Konstellation war kurze Zeit nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten zu Ende. Jüdische Firmen wurden „arisiert“, Tausende jüdische Mitarbeiter zur Emigration gezwungen oder in Konzentrationslager deportiert und schließlich ermordet. Um der „Arisierung“ zu entgehen, nahmen viele jüdische Firmen „arische“ Partner auf. Oft waren es aber gerade diese, die im Auftrag der nationalsozialistischen Behörden ihre jüdischen Kompagnons des Eigentums beraubten. Außerdem

verließ die von den Nazis als „entartet“ diffamierte avantgardistische Kunstszene Berlin. Berlin wurde zu einer Mode-Provinz. Zentrum der einst blühenden Berliner Modeindustrie ist der Hausvogteiplatz und seine Umgebung im Ostteil der Stadt gewesen. Nach dem Krieg wurden in Ostberlin alle Betriebe verstaatlicht. Ihre ursprünglich jüdischen Besitzer konnten keine Entschädigungsansprüche

geltend machen. Bei der Buchvorstellung zeigte sich das Publikum ungewöhnlich interessiert und zum Teil auch sachkundig. Der Autor Uwe Westphal wurde angehalten, seine aktualisierte Dokumentation über die jüdischen Modehäuser und ihre Inhaber in Berlin wieder aufzulegen. Er kündigte an, dass dies schon bald geschehen würde.

In eigener Sache

***** Gratulationen *****

Wir gratulieren allen im Juli geborenen Zeitzeugen

03.07. Dr. Gerhard Baader, 06.07. Ingeborg Hämmerling, 07.07. Jürgen Kirschning
09.07. Boris Franzke, 13.07. Heinz Cornelius, 19.07. Werner Behrens, 21.07. Herbert Wargenau,
22.07. Markus Eglin, 23.07. Christa Ronke, 31.07. Meinhard Schröder

Zeitzeugen gesucht / Ankündigungen / Veranstaltungen

Zeitzeugen gesucht

Nr.133/15

Für eine Ausstellung in der Kommunalen Galerie Ackerstraße 21 werden Zeitzeugen zur Geschichte des Hauses gesucht. Zu DDR-Zeiten befand sich dort ein Internat für sehbehinderte Schüler aus der ganzen Republik. Dahinter lag die 10. Realschule Nikolai Ostrowski. Erinnerungen an den Ort und seine Schüler sollen in das Ausstellungsprojekt einfließen. Zeitzeugen auf Einladung der Akademie des Auswärtigen Amtes waren Jürgen Kirschning und Helga Deglmann.

Nr. 134/15

Zeitzeugen gesucht

Gesucht werden ehemalige SchülerInnen, die zwischen 1945 und 1990 die Nikolai Ostrowski Sonderschule für Sehschwachen Schüler besucht haben. (Augustraße 21, Berlin)

Nr. XX/15

Eine Doktorandin von der Universität Passau ist auf der Suche nach DDR-Zeitzeugen, die eine für sie typische Geschichte aus ihrer DDR-Zeit zu Papier bringen (Seitenumfang: 1-4 Seiten).

Nr. YY/15

Domäne Dahlem sucht Tante Emma

Für ihre Marktfeste an vielen Wochenenden des Jahres sucht die Domäne Dahlem (Landgut und Museum) ehrenamtliche Kräfte, die Freude daran haben, in eine historische Rolle zu schlüpfen. Einige Möglichkeiten: als „Tante Emma“ in einem Laden aus früheren Zeiten zu stehen, den jungen Besuchern alte Kinderspiele nahe zu bringen, als Milchkutscher oder Mitarbeiter einer historischen Fleischerei aufzutreten. Schauspielerisches Talent wird nicht erwartet, doch Selbständigkeit und die Fähigkeit, schnell Kontakt mit unbekanntem Menschen – vielfach Familien mit Kindern – aufzunehmen. Die Methode, Geschichte durch Gespräche mit gut informierten Personen in historischer Kleidung erlebbar zu machen, wurde als „Living History“ zuerst um 1930 in amerikanischen Freilichtmuseen erprobt.

Kontaktadresse: Ines Vollmar, Tel. 666 300 50 oder fuehrungen@domaene-dahlem.de. Eine Mitteilung ans Büro, ob sich eine/r unserer Zeitzeugen/ innen gemeldet hat, wird gern entgegen genommen!

Weitere Informationen im Büro

Höchste Eile geboten

***Wer am Besuch der Liebermann-Villa am 16.07. teilnehmen möchte,
meldet sich bitte möglichst schnell im Büro.***



Veranstaltungen

Donnerstag, 16. Juli 2015 um 15 Uhr

Besuch der Liebermann-Villa am Wannsee

An diesem Ort leuchtet sofort ein, dass ein Künstler hier, abseits vom Großstadtgetriebe, die nötige Ruhe und Anregungen für seine Motive fand. In dem nach eigenen Ideen gestalteten fast 7000 Quadratmeter großen Garten entstanden mehr als 200 Gemälde. Seit 2006 ist die Liebermann-Villa dauerhaft als Museum für Besucher geöffnet. Im Obergeschoss können wir Gemälde, Pastelle und Grafiken Max Liebermanns, vor allem seine am Wannsee entstandenen Werke. Im Erdgeschoß können wir uns über das Leben seiner Familie und über das wechselvolle Schicksal des Hauses informieren. Die Gartenterrasse der Villa gibt den Blick auf den Wannsee frei, wer möchte, kann im Café Max warme oder kalte Getränke und Kuchen genießen. Treffen am Eingang.

Begleitung: Klaus Riemer

Veranstaltungsort. Colomierstr. 3, 14109 Berlin

Verkehrsverbindungen .Regionalexpress der Deutschen Bahn oder die S-Bahnen der Linie 1 oder 7 bis S-Bahnhof Wannsee. Ab S-Bahnhof Wannsee mit dem Bus 114 in Richtung »Heckeshorn« bis Haltestelle »Liebermann-Villa« (5Minuten Fahrtzeit).

Ankündigungen / Veranstaltungen / Impressum

Dienstag, 28. Juli 2015 um 15 Uhr

Eine Armenierin in Berlin – überlebt – migriert – aufgestiegen

Ein Lebensbericht der dritten Generation einer armenischen Zeitzeugin“

Silva Demirci ist in dem ersten Dorf „Wakef“ (Vakıf) auf dem Moses Berg (Musa Dagħ), das in dem Roman „Die vierzig Tage des Musa Dagħ“ von Franz Werfel beschrieben wurde, 1965 geboren. In dieser Zeit ist die Kindersterblichkeit hoch. Sie ist das erste von vier Kindern, das überlebt. Ihr Großvater war ein Überlebender des Genozid an den Armeniern vor 100 Jahren. Er wurde von den Franzosen gerettet und kam für mehrere Jahre in ein Flüchtlingslager nach Port Said (Ägypten). Silva's Eltern sind 1968 als Arbeitsmigranten nach Deutschland migriert. 1970 wurde Silva mit ihrem Bruder von ihrem Großvater nach Berlin zu ihren Eltern gebracht. 1974 kehrte ihr Großvater in die Türkei zurück, wo er 1977 verstarb. Silva selbst hat am 4.5.15 in Berlin im Fachbereich Erziehungswissenschaften promoviert.

Freuen Sie sich auf einen inhaltsreichen Nachmittag mit Fragen und Antworten. Optimal wäre es (aber keine Voraussetzung), wenn der Roman von Franz Werfel bekannt wäre.

Moderation Eva Geffers

Veranstaltungsort: Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, 10787 Berlin
An der Urania 4-10, Ecke Kurfürstenstraße

Verkehrsverbindungen . U1, 2, 3 Wittenberg-/Nollendorfplatz, Bus 100, M29, 187, bis Schillstraße, Bus 106, M19, M46, bis An der Urania

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P.: Eva Geffers; Redaktion: Eva Geffers, Lektorat und Layout: Dr. Klaus Riemer
ZeitZeugenBörse e.V., Ackerstr. 13, 10115 Berlin, (030 – 44046378, Ê 030 – 44046379

Mail: info@zeitzeugenboerse.de - www.zeitzeugenboerse.de

Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 -13 Uhr

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe. Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Wer den ZeitZeugenBrief statt per Post per E-Mail erhalten will, schickt uns bitte eine E-Mail!

Über Spenden freuen wir uns sehr:

Bank für Sozialwirtschaft

BIC: BFSWDE33BER

IBAN:DE83100205000003340701

Typowerkstatt Bodoni-Museum, Krausnickstraße 6, 10115 Berlin
(030-2825137/28387569, Ê 030-28387568 Mail: info@bodoni.org